**PILGERGOTTESDIENST:** Sonntag, 30. April 2023

**"Trotzdem glauben-**

**Halt in Krisen und Zuversicht in schweren Zeiten."**

**Von:**

**ANDREA SAILER**

Es gibt Verluste, die überwindet man nie. Nie. Egal, was kluge Menschen schreiben oder gute Freunde sagen. Dennoch stirbt man nicht. Zumindest nicht ganz. Ein Satz der Dichterin Ilse Aichinger beschreibt diesen Umstand sehr treffend, er lautet: "Man überlebt nicht alles, was man überlebt."

Nach dem russischen Überfall im Februar 2022 sind fast 8 Millionen Ukrainer, davon besonders viele Frauen und Kinder, ins Ausland geflohen. Hinzu kamen noch rund 5 Millionen Binnenflüchtlinge. "Krieg" schreibt Marlene Streeruwitz in ihrem im letzten Jahr erschienenen ′Handbuch gegen den Krieg′, "ist Erpressung über den Wunsch, am Leben bleiben zu wollen. Leben zu können." Denn Krieg ist der totale Verlust aller Sicherheiten, er zerstört jegliche Vereinbarung über menschliche Grundrechte.

"Der ungerechteste Frieden", steht bei Cicero nachzulesen, "ist immer noch besser als der gerechteste Krieg ".Was aber ist ein ungerechter Frieden, was ein gerechter Krieg? Vertrieben oder getötet zu werden und intakte Wohnstätten zu zerstören ist NIE gerecht, kann NIE gerecht sein, weil es dabei immer um echte Menschen und ihre echten Gefühle geht. In Wahrheit annektiert niemand ein Gebiet, erobert eine Stadt oder verschiebt eine Grenze, denn das fuktioniert letztlich nur in Strategiespielen oder auf unbelebten Landkarten. In der Wirklichkeit geht es ausnahmslos und immer um Menschen, die dort leben, dort Heimat haben, eine eigene, einzige Geschichte, ihre gesamte Identität. Und "gewinnen" kann man in einem Krieg auch bestenfalls Orte, Landstriche, Böden, niemals aber die Menschen, die darauf zuhause sind. Ihre Herzen schon gar nicht.

Freilich machen die Abhängigkeit von Rohstoffen und soziale Not den Frieden schwieriger. Aber wer einen Krieg anordnet, wäscht nur seine Worte in Unschuld. Der Rest ist nichts als Elend und Blut. Analog zum Kalenderspruch, der besagt, Fremde seien "Freunde, die man nur noch nicht kennt". Heißt es diesfalls: Fremde sind Feinde, obwohl man sie gar nicht kennt. Wie absurd!

Und über allem, und zu jeder Zeit die große Frage:

Wie kann Gott das zulassen? Wie kann man trotzdem glauben?

Zunächst einmal ist mir persönlich ein Gott, der schweigt, lieber als ein Kriegsherr, der spricht, indem er Befehle erteilt, Angriffsziele benennt und Schlachtpläne erklärt. Ein Gott, der schweigt, schweigt vielleicht nur, weil er zuhört. Oder weil Worte immer zu klein für echten Kummer sind, weil in keiner Sprache genügend Platz ist für das tiefste Unglück, die verzweifelste Not. Große Traurigkeit lässt verstummen.

Auch ohne Krieg macht uns das Leben bisweilen zu wandelnden Verlusten. Ich, Friedenskind, habe in meinem Leben bereits fast alle liebsten und wichtigsten Menschen (und auch viele geliebte Tiere) verloren. Aber meinen Glauben nie. Durch ihn, so kommt es mir vor, habe ich auch all meine Verlorenen doch nicht ganz verloren. Aber alles, was man unterwegs verliert, lässt einen auch sich selbst stückweise verlieren, und das eigene Leben, wie man es kannte, liebte, zumindest gewohnt war, auch. Was bleibt übrig? Oft nicht viel. Oft nur die Hoffnung, der Glaube. An irgendeinem Punkt im Dasein haben wir praktisch nichts anderes mehr. Auch keine Angst mehr um unsere Liebsten, weil es sie gar nicht mehr gibt auf Erden. Aber wie sagt Dorothee Sölle so tröstlich und schön: "Wir haben nichts zu verlieren außer unserer Angst - auf dem Weg ins Paradies."

Viele Zeitgenossen behaupten mit einer fast schon an Wahnsinn grenzenden Sicherheit, der Tod sei das Ende von allem, und was danach komme, sei: Nichts!

Ich frage mich, wie man so leben kann. Als würde man die Zutaten für einen Kuchen zusammenrühren und dann ungebacken wegschütten. Freilich ist vieles im Leben kostbar, da es zeitlich begrenzt ist. Zugleich aber erscheint es gerade deshalb oft so schmerzlich, mitunter gar sinnlos. Erst in eine Ewigkeit hineingebettet lässt sich diese zeitliche Begrenztheit überhaupt halbwegs ertragen. Denn die blanke Wahrheit kann man nicht schönreden. Der Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer bringt es folgendermaßen auf den wunden Punkt: "Jedem denkenden Menschen ist doch klar, dass das Leben schlecht ausgeht. Erst verlieren wir alle unsere Lieben Menschen, und am Ende sterben wir selbst. Ich würde sagen, diesen schlechten Ausgang ignorieren zu können, das nennt man Optimismus. Wenn jemand all das nicht verdrängen kann, dann erleben wir ihn als Pessimisten." Soweit der Wissenschaftler.

Und doch gibt es da noch etwas. Ein großes trotziges TROTZDEM: den Glauben. Die Zuversicht. Schlicht: Hoffnung.

Nein, der Glaube verdrängt nicht. Als großes Trotzdem inmitten von Elend und Schmerz, die uns verzweifeln lassen, überlassen wir die gesamte Zukunft eben nicht dieser Verzweiflung, sondern einer vagen Zuversicht. Indem wir auf einen erträglicheren Zustand hoffen, oder darauf, dass doch alles seinen Sinn hat, dass wir Veränderungen ertragen. Wir räumen der Zukunft durchaus die Möglichkeit von Wundern ein.

Im täglichen Leben ist der Glaube vielfach eine enorme - ja: Entlastung. Dadurch müssen wir als Menschen nicht alles können, schaffen oder aushalten. Wir müssen auch nicht immer alles füreinander sein.

Jeglicher "Diesseitsstress" (im Zulehner ′schen Sinne) wird bedeutend kleiner, wenn der Glaube an ein Jenseits - ganz gleich, welcher Art - uns noch ein Nachher oder Später offeriert. Ein Jenseits für all die Zukurzgekommenen, vom Schicksal Geprüften und vom Leben Betrogenen, wo all das, was sich ein Einzelner unter Glück oder einem guten Leben vorstellt, wahr sein wird. Sicher, im besten Fall ist der Himmel eine Maßanfertigung, weil wir alle verschieden sind, unterschiedliche Träume und Sehnsüchte haben. Aber ich selbst glaube fest daran, dass diese vielen Himmel nach Maß Platz haben werden in dem einen Paradies.

Neun Monate vor seiner Hinrichtung durch die Nazis schrieb der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer in einem Brief an einen Freund aus dem Gefängnis: "Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt, und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns." Fazit: Nur ein Gott, der das Leiden kennt, kann helfen. Nur wer das Menschsein versteht von innen heraus, vermag zu trösten. Man muss nicht in allem Leiden einen tieferen Sinn suchen, denke ich. Und keineswegs ist jede Krise eine Chance. Aber ein Mensch, und auch ein Gott, der das Leiden nicht sehen will, verdrängt, kleinredet oder gar für selbstverschuldet beziehungsweise heilbar hält, sieht und versteht auch leidende Menschen nicht.

In Krisen und schweren Zeiten bietet der Glaube ein wundersames Korrektiv zum Zeitgeist. Heute nämlich suggerieren sämtliche Wissenschaften, von Populär - bis Pseudo, von alternativ bis grenzwertig, dass der Mensch für alles, was ihm widerfährt - Glück, Unglück, Scheitern, Krankheit, Armut - selbst verantwortlich ist, und mit der richtigen Lebenseinstellung oder den passenden Körnern im Müsli, dem Atmen im idealen Takt schon alles wieder zum Guten wenden kann.

Aber Trauer lässt sich nicht durch gesunde Kost bewältigen, und Krieg kann man nicht "wegatmen"! Zudem wird in der modernen Gesellschaft alles zum Wettbewerb - vom Ausmisten und Abnehmen bis zum Kochen und Schicksalsschläge - Meistern wird allerorten der Ehrgeiz angestachelt. Wer kein Talent zur Resilienz hat, Trauer nicht überwindet, Süchte nicht los wird oder seine Probleme an Sein und Seele nicht lösen kann, hat in den Augen unserer Zeit oft bloß zuwenig Ehrgeiz. Der jedoch ist, genau besehen, auch nur eine Form von Geiz und damit letzthin immer auch eine Verweigerung von Solidarität und ein Zugeständnis zum Egoismus.

Der Glaube ist, kurz gefasst, das Versprechen von einer besseren Welt. In einer solchen Welt, in der alles von Gott geschaffen wurde, ist alles ein Angebot, dem mit Dankbarkeit zu begegnen ist, kein Selbstbedienungsladen. Überhaupt waren Werte wie Nächstenliebe, Barmherzigkeit, Menschenwürde und Vergebung in der Geschichte vor dem Christentum keineswegs selbstverständlich; Arme Ausgestoßene und Kranke erfuhren zuvor weder Wertschätzung noch Mitgefühl. Oder wie es der extrem kirchenkritische Schriftsteller Heinrich Böll zusammengefasst hat: "Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in dem christlichen Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: Krüppel und Kranke, Alte und Schwache; und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe - für jene, die der gottlosen Welt nutzlos erscheinen."

Auch für mich wäre eine Welt ohne Christentum eine entsetzliche Vorstellung. Denn es wäre eine Welt ohne Bergpredigt, ohne verlorenen Sohn und barmherzigen Samariter, ohne Auferstehung und Vergebung, und ohne den guten Hirten. Es ist mein liebster Psalm. Während ich diesen Text schreibe, trinke ich meinen Kaffee aus einer Tasse, auf der dieser Psalm aufgedruckt ist. Ich möchte, dass er als einziger bei meinem Begräbnis vorgetragen wird, und ich kenne...

-mit Ausnahme vielleicht von der Kohelet - Passage ′Alles hat seine Zeit′ - keinen schöneren, tröstlicheren und mehr Geborgenheit spendenden Bibeltext als diesen.

Ich weiß, wer an den guten Hirten glaubt und das öffentlich zugibt, wird oft selbst für ein einfältiges Schaf gehalten. Also für ein unreflektiertes, konformistisches, schlichtes Herdentier. Als Glaubender muss man ja immer das eine oder andere Trotzdem vorbereitet haben, um sich in antireligiösen Kreisen entsprechend rechtfertigen zu können. Am besten, man entschuldigt sich gleich für alles, was in der Kirchengeschichte schiefglaufen ist, ganz so, als hätte man Kreuzzüge und Inquisitionen selbst angeordnet. Dabei lässt sich die Institution Kirche mit einer musikalischen Metapher ganz plausibel darstellen. Ein unbegabter Interpret oder ein schlechtes Orchester können die genialste Partitur freilich komplett verhauen. Das ändert aber gar nichts an der Qualität der Partitur!

Ich bin jedenfalls dankbar für die Taufe und das Aufwachsen in einer religiösen Familie. Heute bleiben viele Kinder sich selbst überlassen, da die Furcht der Eltern, mit religiösen Angeboten Schaden anzurichten, groß ist, viel größer, als ihre Skrupel, was Namensgebung, Ernährung, Schulwahl oder Freizeitgestaltung ihres Nachwuchses angeht. Alles soll dem modernen Kind offenstehen, bis hin zu geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung, nur die Tür zum Glauben wird vorsichtshalber schon von Beginn an zugemacht.

Wie schade ich das finde.

Der Glaube relativiert vieles; etwa unsere Panik, dieses Leben hier sei unsere einzige und allerletzte Gelegenheit. Glaube deutet Leben und Leiden grundsätzlich anders. Und für den Gläubigen sind die Toten, wie es Wilhelm Bruners so schön formuliert hat, "uns nur ein Zuhause voraus."

Zuletzt darf freilich auch das andere Trotzdem nicht ausgeblendet werden. Denn es wird viel gebetet um so vieles - die Heilung Kranker, das Ausbleiben eines Krieges - und trotzdem wird gestorben und fallen die Bomben. Aber Glauben und Beten verändern wahrscheinlich weder Gott noch die jeweilige Situation, sondern in erster Linie den Glaubenden und Betenden selbst. In jedem Fall trifft zu, was Chesterton einst notierte, nämlich: "Die Rätsel Gottes sind befriedigender als die Lösungen der Menschen."

Kriege sind definitiv nie eine Lösung. Natürlich auch jene im Namen des Glaubens nicht. Und vielleicht müsste man es überhaupt ganz anders sehen. Wie die zu Beginn zitierte Ilse Aichinger, deren Roman ′Die größere Hoffnung′ eine besonders schreckliche Fratze des Krieges enthüllt, indem es dem Grauen der Hitlerzeit aus der Perspektive verfolgter Kinder nachspürt, und die selbst dennoch einmal unfassbar provokant gesagt hat, "das Schönste in ihrem Leben sei der Krieg gewesen, denn nur in dieser Zeit habe es Hoffnung gegeben"... Diese Hoffnung gilt es auch jetzt nicht zu verlieren. Die Hoffnung auf Frieden. Und den Glauben an eine bessere Welt. Etwas anderes haben wir nicht.